

Werner Krauß

Eine glückliche Liebe.

Heteronormativität und Feldforschung

Ich bin ein Hetero. In den neunziger Jahren haben Dorle Dracklé und ich gemeinsam Feldforschungen in Südportugal zu jeweils eigenen Themen durchgeführt. Im *small talk* auf Kongressen oder mit Bekannten kommt natürlich immer wieder die Rede darauf, dass wir nicht nur zeitweise gemeinsam geforscht haben, sondern dort auch als Kleinfamilie lebten – wir haben einen gemeinsamen Sohn, der in Odemira, wo wir wohnten, zur Schule ging. Jedes Kind weiß, dass Portugal zur Welt des “Ehre und Scham-Komplexes” gehört, und die Gespräche driften unweigerlich auf diesen Punkt zu: In einer solchen Gesellschaft, so wird uns in den Mund gelegt, sei die Existenz als Kleinfamilie doch eine ideale Voraussetzung, um dort leben und forschen zu können, da diese Lebensform dem Ideal der “Anderen” entspreche. Da aber gerade an der Universitätin Akademia die meisten Menschen für Geschlechterfragen sensibilisiert sind, kommt die Rede auch schnell darauf, dass ich als der Mann es in einer Welt, “wo der Mann auf die Straße und die Frau ins Haus gehören”, doch sicherlich am einfachsten hatte – in einer Welt der “machos”, in “a man’s world”, sei es schließlich der Mann, der sich frei bewegen könne. In diesen Gesprächen werde ich nicht nur als Hetero “geoutet”, sondern die vermeintliche Realität der heteronormativen Gesellschaft der Anderen und unsere eigenen Phantasien werden deckungsgleich – das Element der Konstruktion, der Performanz der Geschlechtsidentität verschwindet zusehends, Heteronormativität wird essentialisiert.

Ich bin ein Hetero: Kann oder muss sich ein Hetero *outen*? Ist es nicht vielmehr so, dass über einem Großteil aller ethnologischen (und sonstigen wissenschaftlichen) Artikel ungeschrieben steht: Hier schreibt ein Hetero (oder eine Hetera)? Neuere Arbeiten zur Genderforschung legen dies zumindest eindrücklich nahe. Das Aufbrechen und Bloßlegen von Heteronormativität in der eigenen und der untersuchten Gesellschaft genauso wie in der Wissenschaft hat bisher nur in den seltensten Fällen dazu geführt, dass Heterosexualität selbst als der “natürliche” Ausdruck der Heteronormativität hinterfragt und somit als Konstruktion, als performative Praxis begriffen wird. Als ob es in der “Natur der Sache” läge, dass heterosexuelle Praxis und Geschlechtsidentität keiner Untersuchung und keiner Begründung bedarf, wohl aber das vermeintlich abweichende, sprich: nicht-heterosexuelle.

In meinem Artikel werde ich der von Haller und anderen aufgestellten Forderung nachkommen und meine Rolle als Feldforscher in Südportugal im Hinblick auf meine “gendered identity” reflektieren. Dazu muss vorausgeschickt werden, dass mein Forschungsthema vermeintlich nichts mit “Gender” zu tun hatte. Mein Thema war vielmehr die Umweltproblematik, das Verhältnis zwischen Kultur und Natur, letztlich die Kultur der Natur (Krauß 2001). Doch das hier verhandelte Thema “Gender” und mein Untersuchungsgegenstand sind nur vermeintlich getrennt: Spätestens bei der Ausarbeitung meiner Feldmaterialien wurde mir klar, dass die Dichotomie Natur/Kultur die Basis solcher Dichotomien wie Mann/Frau und aller damit verbundenen und daraus gefolgerten Hierarchisierungen ist (Kultur über Natur, Mann über Frau). Heterosexualität ist genauso wenig natürlich wie die Natur, die wir wahrnehmen und als Gegensatz zur Kultur gestalten und verwalten.

Heteronormativität hat viele Gesichter, und sie manifestiert sich in unterschiedlichen Kontexten. Ich werde im folgenden in Form einer Montage verschiedene Szenen meist übergangslos aneinanderreihen (oder wie in einem Film aneinanderschneiden), um dadurch die Aufmerksamkeit auf die Komplexität des Phänomens Heteronormativität zu lenken, sie als eine Praxis offenzulegen und die Möglichkeiten der Veränderung auszuloten. Ich werde zeigen, wie ich mir als Mann eine heterosexuelle Identität in der Hierarchie der Männer zulegte und mich damit gegenüber “den Anderen” positionierte – den Portugiesen, den anderen heterosexuellen Männern, und damit auch gegenüber den Homosexuellen und den Frauen. Danach werde ich meine eigenen Erfahrungen mit solchen von Dichtern, Schriftstellern und anderen Ethnologen kontrastieren. Es geht um Inklusion und Exklusion, um die Erfahrung der Differenz zwischen den Geschlechtern und innerhalb des eigenen Geschlechts. Wir tragen diese Differenz in uns, sie lässt sich nicht auflösen – es sei denn durch einen Kunstgriff wie im Kino. So endet denn dieser Artikel mit einer melodramatischen Schlusszene, auf der Grenze zwischen Dokumentar- und Spielfilm.

Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld

Der Großgrundbesitzer verfolgt zu Pferd die schwarzhaarige Schönheit, die nur leicht mit Rock und Bluse bekleidet ist. Sie flieht vor seinem Zugriff einen Waldweg entlang. Kurz vor dem kleinen See am Ende des Weges bekommt er sie zu fassen und vergewaltigt sie.

Es ist die alte Geschichte vom Latifundisten und seinem Recht auf den ersten Zugriff auf die Töchter seiner Arbeiter, die hier in dem Film “Das Geisterhaus” nach dem gleichnamigen Roman von Isabell Allende gezeigt wird. Die ganze Szene ist stilisiert, sie erzählt nicht ohne Voyeurismus einen Mythos. Sie wurde im Landkreis

Odemira gefilmt, an einer romantischen kleinen Waldlichtung, die unter Naturschutz steht. Diese portugiesische Landschaft, die Akteure und die Handlung stehen im Film für Chile und die Zeit bis zur Diktatur Pinochets. Das eine steht für das andere, denn es handelt sich um einen transnationalen Mythos, um die Erzählung von der geraubten Unschuld, von willkürlicher männlicher Macht und weiblicher Ohnmacht, vom Latifundisten und der Landarbeiterin, vom südländischen "Macho" und "Eva", der Verführerin. Eingefangen in einem globalen Produktions- und Erzählstil. Auch die euro-amerikanische Produktion mag nicht darauf verzichten, der Landarbeiterin letztlich einen Hauch ihr innewohnender Sünde, sprich: Verführung zuzusprechen. Noch in der Sozialkritik schwingt der Männerwitz mit, sofern man ihn sehen will.

Verschiedene Erfahrungsebenen lagern sich übereinander, das Eigene vermischt sich mit dem Fremden, beides existiert gleichzeitig. Der fromme Wunsch, ins Feld zu gehen und das Andere zu erforschen, erweist sich als Illusion. Das Virtuelle ist zugleich das Reale, das Andere das Eigene, und auch der Blick des Ethnologen ist nicht unschuldig.

An einem Sonntag machten wir mit unserer Nachbarin Maria, der zuckerkranken Rentnerin, und deren kleinen Enkelin einen Ausflug in eben diese kleine Schlucht, die in dem Film "Das Geisterhaus" als Kulisse für die Vergewaltigungsszene gedient hatte. Dona Maria hatte uns aus ganz anderen Gründen schon oft von jenem Ort erzählt. An dem malerischen Bach, der sich zu einem kleinen See mit ausgewaschenen Felspfannen staut, wurde früher, als sie noch ein junges Mädchen war, immer die Wäsche gewaschen. Man sei mit anderen zusammen mit einem Pferdefuhrwerk die fünf Kilometer dorthin gefahren, und es seien aufregende Tage gewesen. Sie erzählte die Geschichte von einem Fremden, der mit einem Ochsengefährt, beladen mit Gold, in einer mond hellen Nacht in die Tiefe des Sees gelockt und nie mehr gesehen worden sei. Der See selbst sei so tief, dass auch der Schatz nie geborgen werden konnte. Maria war seit vielen Jahrzehnten nicht mehr dort gewesen, und sie freute sich über den Ausflug an diesen magischen Ort der Erinnerung.

Wir fahren von der Landstraße auf dem holprigen Waldweg tief in die Schlucht hinein. Diese öffnete sich auf einer kleinen Lichtung hin zu dem See. Am Ende des Weges stand schon ein Auto unter den Bäumen, offensichtlich ein Mietwagen von Touristen. Wir stiegen aus, und das erste, was wir sahen, waren zwei großgewachsene blonde Frauen, die dort nackt, mit geöffneten Schenkeln, an eine Felswand gelehnt saßen und die ersten Sonnenstrahlen genossen. Für uns alle ein erstaunlicher Anblick: Zwei Evas im Paradies. Auf den zweiten Blick dachte ich mir, zwei Skandinavierinnen auf Urlaub, die einem Geheimtip für besonders schöne Plätze gefolgt waren, glücklich, dem Dunkel des Nordens entronnen zu sein. Und

dreimal schaut “man” nicht hin.

Maria nahm ihre Enkelin fester an die Hand, raffte ihre Kittelschürze, und wir gingen einen kleinen Pfad am Ufer des Sees entlang. Von der Stelle, wo sie früher die Wäsche gewaschen hatten, kam Marihuanageruch. Durch die Büsche konnte man eine Gruppe ebenfalls nackter junger Leute sehen. Ich erkannte darunter die “Ossis”, ein Pärchen, das 1989 in der Nacht nach der Öffnung der Mauer im Trabi ihrer Eltern von der DDR nach Odemira gefahren war und seitdem dort in einem verlassenen Bauernhaus lebt. Sie hatten offensichtlich mit Freunden und Freundinnen am See gecampt, und im Schatten stand ihr Esel, an einen Baum gebunden. Ich war froh, dass sie mich nicht erkannten – wie soll man das alles Dona Maria erklären?

Wir fanden schließlich eine Stelle, an der niemand anderes zu sehen war und machten das obligatorische Picknick. Dona Maria kommentierte jeden Schritt ihrer kleinen Enkelin, sobald diese sich auch nur ein paar Meter von uns entfernte. Nicht nur wegen der “Gefahr” der nackten Ausländer: Die Schritte und Bewegungen kleiner Mädchen werden sowieso ununterbrochen kommentiert und überwacht. Niemand wusste so recht, was er sagen sollte, wie sich Wirklichkeit und Erinnerung zusammenfügen. Und irgendwo, in der Tiefe des Sees, lag der versunkene Schatz.

Als wir zum Auto zurückgingen, stand in einiger Entfernung wie zufällig vorbeigekommen ein junger Mann mit seinem Moped, vielleicht ein Landarbeiter. Er hatte den Motor abgeschaltet und betrachtete vermeintlich teilnahmslos die Szenerie, nahm aber, wie ich vermute, die beiden Touristinnen genau unter die Lupe. Mit der Selbstverständlichkeit und Unschuld desjenigen, der hier heimisch ist, dem dieses Terrain “gehört”, der das Recht hat, rumzustehen wo er will.

Nimmt man das Wasser, die Schlucht und die Erzählung Dona Marias auch als eine Metapher für das Sexuelle hinzu, so sind an diesem Ort verschiedene Sexualitäten in unterschiedlichen Machtkontexten gleichzeitig vorhanden. Historisch, kulturell und räumlich unterschiedlich aufgeladen, sind sie alle gleichzeitig vorhanden und stehen in einem Spannungs- und Machtverhältnis, das immer wieder gebannt werden muss. Der Großgrundbesitzer und die Landarbeiterin, Dona Maria und ihre Enkelin, der Landarbeiter, die Touristinnen und die Jugendlichen aus Deutschland, die euro-amerikanische Filmindustrie und ein globales Publikum, alle sind sie auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. Ebenso wie der Ethnologe, der das Andere in seiner reinen, unschuldigen Form sucht - und es heillos mit den Phantasien seiner eigenen Kultur verwoben findet. Die Natur selbst – in diesem Fall die geschützte, weil weitgehend belassene Natur – gibt hier wenig Rat oder Aufschluss über das Andere. Die magische Anziehungskraft, die sie an diesem und ähnlichen Orten (z.B. Stränden) auszuüben scheint, ist kulturell konnotiert und bringt die Konstruktion

dessen, was jeweils für natürlich gehalten wird, zum Ausdruck.

Männer, Fußball, Frauen: Die Arbeit an der Geschlechtsidentität

An einer Kreuzung kommt es beinahe zu einem Crash zwischen einem mit Gasflaschen beladenen Laster und mir in meinem VW-Passat. Beiderseitige Vollbremsung, die Gasflaschen rumpeln bedrohlich auf der Ladefläche.

Ich drehe die Fensterscheibe runter, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist – ich habe auch ein bisschen ein schlechtes Gewissen. Da spüre ich schon eine Faust in meinem Gesicht und mein Nasenbein irgendwo unter meinem Schädel wieder und höre dazu die Worte: “Du verdammter Hurensohn”.

Frustriert fahre ich zum nächsten Café, um meine Gedanken und Knochen zu ordnen. Mitleidig stellt mir der Wirt ein Glas Wasser hin und meint: “Ärger gehabt, oben an der Kreuzung?” Ich denke, in diesem blöden Nest hier sprechen sich die Dinge schneller herum als sie passieren. Und so, wie die Geschichte die Runde macht, ist sie nicht zu meinem Vorteil, im Gegenteil. Warum habe ich auch angehalten? Es war doch nichts passiert, und die Gasflaschen sind doch nicht mein Problem?

Doch “Lebbe geht weiter”, wie der Fußballtrainer Dragoslov Stepanovic zu sagen pflegt, und am nächsten Abend stehe ich wieder im Café. Jeder Tag ist ein neues Spiel – ein Spiel um Anerkennung, um die “chefia”, die Anführerrolle in der Männergruppe, oder zumindest einen gesicherten Platz in dieser hierarchischen Welt. Es gibt viele Möglichkeiten, den small-talk in einem Café zu bestreiten, und Fußball und das andere Geschlecht sind nicht nur in Portugal beliebte Themen. Es sind spielerische Unterhaltungen mit einem oft “sportlichen” Charakter: Es geht sowohl um Wissen (was Fußball betrifft) als auch um rhetorische Schlagfertigkeit. Wie hat Benfica gespielt? Und wie geht’s Mutter? Zwischen diesen beiden Polen eröffnet sich eine Welt von mehr oder weniger routinisierten Dialogen: Die Spieler von Benfica, eingekaufte Brasilianer, die huren doch nur rum, kein Wunder, dass sie wieder nicht Meister werden. Mutter ist krank, und alle anderen Frauen sind doch nur Schlampen. Es weht oft ein Hauch Kohlsuppe durch diese Unterhaltungen, gemischt mit dem Geruch von abgestandenem Bier. Das Leben in der Provinz ist nicht immer abwechslungsreich, und die soziale Situation alles andere als erheiternd. Erleichterung verschaffen die kleinen Siege und Triumphe in diesen schnellen Dialogen. An diesem Abend hatte ich noch was gutzumachen.

José zahlt mir noch ein Bier. Damit das Gespräch nicht auf den peinlichen Vorfall vom vorigen Tag kommt, prahle ich mit meinen Erinnerungen an das legendäre 5:3 Portugals gegen Nordkorea bei der Weltmeisterschaft 1966 in England – da war

José gerade erst mal geboren. Ich war (zumindest als kleiner Junge vor dem Fernseher) Zeuge des Mythos der portugiesischen Fußballidentität, das kommt gut an.

Ich lehne ein weiteres Bier ab und sage zu José, dass ich nun nach Hause gehe, die Frau habe gekocht. Er klopft mir freundlich auf die Schulter, schnalzt anzüglich mit der Zunge und meint, zuhause warte nun wohl noch was Besseres als Kohlsuppe auf mich, und er steckt seinen Mittelfinger in das Loch der geballten Faust seiner anderen Hand.

Ich wage einen Versuch, mein übliches protestantisches Verstummen auf diese sexuellen Anspielungen zu durchbrechen und boxe ihm augenzwinkernd in die Rippen: "Wer hat, der hat, mein Freund!":

Es funktionierte, ihm fiel keine weitere Antwort mehr ein: 1:0 für mich.

Die Erfolge und die Niederlage in der Welt der Männer im Gepäck, landete ich früher oder später immer wieder zuhause, bei "Frau und Kind". Oftmals roch ich nach Bier und Zigaretten, und manchmal trafen wir gleichzeitig ein: Mann und Frau und Kind kommen von der Arbeit nach Hause, kochen Kohlsuppe, die Arbeit noch in den Kleidern – die oft genug zu guten Teilen in der Konstruktion der Geschlechtsidentität besteht.

Keine Maria, keine Eva

"Baile" im Sportverein, ein gesellschaftlicher Höhepunkt im verschlafenen Odemira. Wir sind schon früh da, auf der Tanzfläche tanzen nur ein paar Frauen miteinander zu der wie immer viel zu lauten Musik der "one-man-band", die älteren Frauen sitzen auf Klappstühlen rund um die Tanzfläche, die Knie schamhaft mit Handtüchern verdeckt. Die jüngeren Frauen stehen in der Nähe des Eingangs, die eintreffenden Männer gehen schnurstracks zur improvisierten Bar am anderen Ende des Saales. Dort komme ich mit dem Finanzbeamten ins Gespräch, wir geben uns ein paar Biere aus und plaudern. Zur Abwechslung werde ich einmal interviewt: Wie ich das finde, dass hier Frauen mit Frauen tanzen? Dass die Frauen dort drüben und wir hier stehen? Das sei doch sehr anders, bei mir, in Deutschland, oder? Dort sei das alles nicht so spießig, oder? Dass man immer gleich heiraten muss, nur weil man mal angebändelt hat? Sehr viel liberaler, doch, er wisse Bescheid. Er findet das hier alles einfach nur zurückgeblieben, die Moderne gehe an Odemira vorüber. Doch nicht alle Menschen hier seien so. Er wolle gerne mal nach Deutschland

kommen, nach Hamburg. Ob er bei uns wohnen könne? Ob wir ein Bett für ihn hätten? Das würde uns doch nichts ausmachen? Je mehr er redet, desto deutlicher fällt mir sein sexueller Unterton auf, den ich nicht einordnen kann. Hat er zuviel Satelittenfernsehen gesehen, wo die deutschen Magazine immer den Eindruck erwecken, als seien alle Deutschen zwischen Berchtesgaden und Flensburg Swinger?

Wir müssen brüllen, wegen der lauten Musik, hinter uns fällt ein Mann in die Bierpfütze, junge Kerle schlagen sich auf die Schulter und erzählen sich dreckige Witze. In der Eingangstür erscheint Dorle und unterhält sich dort mit anderen Frauen, sie winkt kurz zu mir herüber. Ich bin froh, dass ich dadurch um eine Antwort herumkomme, mir kamen diese Fragen langsam aufdringlich vor. "Sie kommt nicht zu Dir, siehst Du, ihr seid auch schon Alentejaner, oder?" Ich habe keine Ahnung, vielleicht ja, vielleicht nein. Wo denn seine Frau sei, will ich wissen. Die habe Migräne, wie immer, antwortet er mit wegwerfender Geste.

Hinterher erzählt mir Dorle, dass sie eigentlich direkt zu mir kommen wollte, aber dann habe sie den Finanzbeamten gesehen. Den habe sie gestern abend getroffen, als sie unseren Sohn vom Karateunterricht in der Turnhalle abholte. Er sei zum selben Zweck dagewesen, auch etwas zu früh. Erst habe er ganz höflich geplaudert, dann sei er ihr ganz nahe gekommen und habe gesagt: "Du hast so schöne Augen" und ihr dabei tief in die Augen sehen wollen. Zum Glück sei der Unterricht gerade vorbeigewesen und sie dadurch aus der unangenehmen Situation erlöst. Deshalb, so erzählt sie mir nach dem "baïle", habe sie nicht die geringste Lust gehabt, zu uns herüberzukommen.

Die deutliche Trennung von Mann und Frau auf diesen "baïles" und anderen öffentlichen Veranstaltungen, aber auch die Routine, wenn sich Paare treffen und Mann mit Mann, Frau mit Frau getrennt gesellen, empfand ich oftmals als Wohltat. Es war ein Schutz vor verbalen oder gar handgreiflichen sexuellen Übergriffen, vor Prahlerei und Eifersucht als vermeintlich unausweichlicher Begleiterscheinung. Die Paranoia ist ein ständiger Begleiter, oftmals übertrieben, manchmal ein nützlicher Wachhund. Jeder Kontakt kann zur Konkurrenz geraten, jedes Interview zu einer Situation der Anmache. War Dorle allein unterwegs, so weckten sich bei mir Beschützerinstinkte, ich war in Sorge um sie. Doch nicht nur das: Da schlichen sich in Form von Bemerkungen, Kommentaren, Schulterklopfen zugleich auch Eifersucht, Misstrauen und Verlustangst ein. Manchmal wurde ich, wenn nicht zum Alentejaner, so doch – wie gegen meinen Willen – zu einem Mann, der an schlechten Tagen jeden anderen Mann als potentiellen Konkurrenten ansah. Und dem es an guten Tagen gelang, in diesen Konkurrenzsituationen zu bestehen. Ein Teufelskreis – an schlechten wie an guten Tagen lief ich Gefahr, meine Frau als Maria zu preisen und als Eva zu verdammen. Allein, da war niemand, der Maria

oder Eva hieß.

Pornographie und Alltag

Pornographie hat in Odemira einen anderen Stellenwert als in Hamburg. Beim täglichen Gang in den örtlichen Zeitungs- und Schreibwarenladen fiel mir das immer wieder auf. Hinter dem Tresen herrschte Dona Amália, eine respekteinflößende Repräsentantin des ordentlichen Bürgertums, eine Vertreterin von Sauberkeit, Moral und Anstand. Dona Amália war eine wichtige Person hinsichtlich der neuesten Klatschnachrichten in Odemira, und ich lauschte gerne ihren Unterhaltungen mit der Grundschullehrerin oder anderen wichtigen Personen, während ich in den ausgelegten Zeitschriften blätterte. Dabei vergaß sie immer wieder, dass ich portugiesisch verstehe: Die verderbten Sitten der "Hippies", der "Aussteiger" und überhaupt der "Ausländer", die zu tausenden im Landkreis Odemira vorübergehend oder dauerhaft leben, waren ein immer wiederkehrendes Gesprächsthema. Stein des Anstoßes waren nicht nur der Drogenkonsum, sondern auch das oft nachlässig gepflegte Äußere, das Nacktbaden und das Benehmen von ausländischen Frauen in den Cafés, die sich oft bereitwillig Getränke spendieren lassen ohne zu wissen, dass sie damit als "käuflich" betrachtet werden. Mich hat immer wieder gewundert, mit welcher Souveränität Dona Amália die neu eingetroffenen und mit durchsichtigem Plastik verschweißten Pornohefte ordnete, während sie mir den "Público" und den Kindern die Schulhefte verkaufte – bis ich anfing, einen Zusammenhang zwischen der von Dona Amália verkörperten Ordnung und den Zeitschriften, die sie in ihrem Laden verkaufte, herzustellen.

Explizite Pornographie wie in diesen verschweißten Heftchen oder auf den Filmplakaten des örtlichen "Kinos" (das aufgrund seiner Baufälligkeit diesen Namen kaum verdiente), mit ihren blass-fleischfarbenen Großaufnahmen von "cumshots" und "gang bangs" und anderen Beweisen männlicher Potenz und Dominanz, unterscheidet sich kaum von den vermeintlich weniger anstößigen Zeitungen hinsichtlich einer latenten Brutalität.

In der beliebten Zeitschrift "O Crime" werden in Wort und Bild die "schönsten" Morde, Vergewaltigungen und Autounfälle ausführlich dargestellt. Insbesondere mehr oder weniger zerstückelte und nackte Frauenleichen geben hier ein beliebtes Fotomotiv ab. In den Hochglanzillustrierten der Regenbogenpresse wie "Hola" oder "Gala" wiederum ist der Paparazi-Schnappschuss die vorherrschende Fototechnik: Erbarmungslos werden die "happy few" des nationalen und globalen Jet-sets auf ihre Heterosexualität und die damit implizierte Geschlechterordnung überprüft (und die Frauen zugleich auf ihre Schlankheit und den Zustand ihrer Brüste). Der höchste Ausweis eines anständigen Lebens prangt auf der Titelseite fast jeder Ausgabe: Die

Mutter mit ihrem Kind. Im Heft werden über den obligatorischen Gesundheits- und Diätteil bis in die Ankündigen des Fernsehprogramms die Ikonen der Heteronormativität in Form einer gnadenlosen Körperpolitik verfolgt.

In einer neuen Ausgabe einer billigen Frauenzeitschrift mit dem bezeichnenden Namen "Maria" lautet der Titel: "Streit in Brasilien: Ist Thiago Lacerda homosexuell?" Zum Glück, so erfahren wir im Innenteil, ist der Star der neuen Telenovela mit einer Frau liiert. Im selben Heft ist ein Special zum in Portugal immer ausführlich gewürdigten "Tag der Frau" der UNO enthalten. Es geht um die Rechte der Frau, auch um ihr Recht auf sexuelle Befriedigung. Was will die Frau? Erst ab einem gewissen Alter "will" sie überhaupt – bis ca. 40 Jahre ist sie in der Sexualität immer auch ängstlich, "man" muss sie vorsichtig behandeln, da ihre vornehmste Aufgabe in der Reproduktion liegt. Doch was will die sexuell befreite Frau? "Maria" klärt auf:

Was die Frauen wünschen

Sie wünscht, dass er ihr Oralsex macht, abwechselnd an ihrer Klitoris saugt und leckt;

ihren Anus penetriert, und dabei den Koitus mit Creme vorbereitet, damit er es ohne Schmerzen macht und sie zu einem ungewöhnlichen Orgasmus bringt;

sie mit einer gewissen Gewalt liebt. Manchmal vermischen sich Vergnügen und Macht, und es gibt Frauen, die sich erregt fühlen, wenn der Begleiter auf die sexuelle Begegnung insistiert, eine autoritäre Attitüde simulierend.

An wen richten sich diese Ratschläge, und wie soll man sie verstehen? Einerseits sind sie Teil und Effekt der weltweiten "sexuellen Revolution", wie sie in Teilen Europas und Nordamerikas nach 1968 ihren Ausgang nahm – zumindest versucht der Artikel dies zu suggerieren: Maria darf heute auch (zu Hause?) Eva sein. Das Bekennen von Gewaltphantasien und der spielerische Umgang mit ihnen gilt als aufgeklärt und wird bei uns wie in Portugal gerne thematisiert. Der vermeintliche Tabubruch – der Analverkehr, die Gewaltphantasie – bleibt jedoch immer im Rahmen: Aktiv und passiv sind "regelkonform" verteilt, und das Titelblatt von "Maria" bringt die komplementäre offene Homophobie unmissverständlich zum Ausdruck. Ob Klatsch, Verbrechen, Frauenzeitschrift oder Pornographie: In Dona Amálias Reich herrscht Ordnung.

Prostitution und der aktive Mann

Diese neue sexuelle Offenheit erreicht Portugal mit einer gewissen Zeitverzögerung.

Es gab zwar 1974 eine politische, aber keine sexuelle Revolution. Gleichzeitig korrespondiert diese neue Form der Rede über Sexualität mit anderen Formen, die nicht weniger offen sind. Mit dem Sex scheint es sich ähnlich wie mit dem Kapitalismus zu verhalten: Er dockt an vorhandene Strukturen an und verändert diese, indem er sich anpasst.

Einmal saß ich mit dem Lokalhistoriker, dem Künstler und dem Musiklehrer beim Essen. Die Sprache kam auf das Odemira ihrer Kindheit, als noch Fischernetze in den Straßen hingen und die Boote den Rio Mira rauf bis in den kleinen Hafen nach Odemira fuhren. Die Zeiten haben sich so geändert, Erinnerung und Wirklichkeit stimmen kaum mehr überein. Und wenn Markt war, auf der anderen Seite des Flusses, kamen sie von überall her, die Händler und die Bauern aus den weit verstreut liegenden *montes* und Dörfern. Da gab es auch ein Zelt, etwas abseits, wo die Huren drin waren. Vor dem Zelt bildeten sich lange Schlangen, einer nach dem anderen wurde reingelassen. Die kleinen Jungs machten natürlich Gucklöcher ausfindig. So war das damals, und die drei Männer werden nachdenklich. So nah, so fern – der Ethnologe löst manchmal Erinnerungen aus, staunt selbst und wird in der Literatur fündig.

Der Dichter und Parlamentsabgeordnete Manuel Alegre erinnert sich in seiner Autobiographie:

Die Huren kamen Samstagabends. Sie versammelten sich westlich der Stadt, ein bisschen außerhalb, am Beginn der Straße nach Aveiro. Das Bubenstück ging gruppenweise vor sich, manchmal nahmen uns die Alten zum Gucken mit. Es kamen Fabrikarbeiter, Männer und Jungs aus der Umgebung, einige aus den Bergdörfern, wo die Huren nie hinkamen. Sie fertigen sie zu zehnt oder zwanzigst ab, je nach Dorf. (...) Sie machten sich ein Bett aus Piniennadeln, die Männer stellten sich der Reihe nach auf. Sie lupften die Röcke, zogen die Höschen aus, legten sich hin und öffneten die Schenkel, hoben dabei die Knie. Der erste soll kommen, riefen sie. Und da kamen sie nach vorne, ein bisschen bleich, während die anderen lachten, nervös, wie eine Fußballmannschaft bevor sie den Platz betritt. Einige ließen die Hosen runter, manche nicht mal das, sie öffneten nur den Hosenlatz. Ich musste immer lachen, wenn ich sie so sah, mit dem nackten Schwanz, oben, unten, oben, unten, wie Schläuche, die geleert werden. Gib mir deine ganze Milch, sagten sie, komm, komm, komm. (Alegre 1996:154)

Alegre wuchs in einem bourgeoisen Haushalt auf. Dort hatte man auch einen Hausangestellten, der ein bisschen verrückt war. Dieser war unter anderem dafür zuständig, neue Dienstmädchen zu rekrutieren. Nicht nur deshalb ging auch er zu den Huren. Wenn er kein Geld hatte, setzte er sich daneben und masturbierte. Oft

hatte eine der Huren Mitleid und ließ ihn auch ran – in der Hoffnung, dass er sie als Hausangestellte mitnehme. Gerne wurde das vom Haushaltsvorstand nicht gesehen, aber Personal ist immer schwer zu bekommen.

Dieser Aufstieg von der Hure zum Dienstmädchen bedeutet zwar einen sozialen, aber nicht immer einen qualitativen Unterschied. Abgesehen von ihren Pflichten spielen sie eine wichtige Rolle in der Sozialisation der Elite. Alegre erzählt:

Und die Bediensteten, diese großen Einweiherrinnen. Vor allem Virgolina. Manchmal ging sie mit mir, mit Nicolau und Desidéro (...) zum Holzschuppen. Wir setzen uns, und sie stellte sich vor uns hin, die Röcke gelupft, und zeigte uns die Sache. Schwänzchen raus, ordnete sie an. Und sie organisierte eine Art Wettbewerb: wer zweimal hintereinander masturbierte, durfte sie berühren. Es gewann immer Desidério, aber ich glaube, er hat gemogelt.

Virgolina hatte nichts sündhaftes an sich, und von daher verspürte ich keine Gewissensbisse. Alles was sie machte war unschuldig. Sie lehrte uns, dass der Körper nicht verboten ist und dass das beste Vergnügen nicht das ist, welches man hat, sondern das, welches man gibt. Heilige Virgolina, möchte ich sagen.

Ich weiß nicht, ob ich ohne sie einer dieser zukünftigen Reproduktorinnen entronnen wäre, die mir während der Messe Blicke zuwarfen. (ebd.,189)

Der letzte Satz bezieht sich auf ein kleines Mädchen, das dem jungen Alegre beim Kirchgang immer verliebte Blicke zuwarf, und in die er sich verliebte. Dank Virgolina lernte er jedoch zwischen Liebe und Sex zu unterscheiden, und aus ihm wurde das, was man “einen Mann von Welt, voller Lebenslust” nennt – ein Mann, der die Liebe und die Frauen kennt, der zwischen Maria und Eva unterscheiden kann.

Alegre schreibt den Prostituierten eine aufklärerische Funktion zu: Männer wissen nichts über ihre Körper – es sind erst die Prostituierten bzw. Dienstmädchen, die den Mann in die Geheimnisse der Körper einweisen, mithin in die Kunst der Liebe. Das sexuelle Elend, das den “einfachen” Menschen gemeinhin zugeschrieben wird, wird als eine Art Dummheit dargestellt, und die Prostituierte bzw. das Dienstmädchen wird zur Lehrerin stilisiert. Das Erleben sexueller Lust – und Alegre betont mehrfach, dass Virgolina Lust empfindet – wird zum sozialen Gleichmacher. Ein Hauch Passivität umweht den “dummen” Mann in Gegenwart der Hure, allerdings nur ein Hauch: Die Prostituierte ist genauso chancenlos ist wie der Stier beim Stierkampf.

Der passive Mann

Fernando Pessoa ist neben Nationaldichter Camões Portugals bekanntester Poet und hat den Ruf, ein schwieriges Verhältnis zu den Frauen und zur Liebe gehabt zu haben. Ähnlich wie Kafka haftet ihm der Ruf des liebesunfähigen, rast- und schlaflosen Dichters an. Bei seinem Biograph Crespo findet sich ein Briefauszug von Pessoa, in dem dieser sein Dilemma schildert:

Ich sehe keine Schwierigkeiten, mich zu beschreiben: ich besitze ein feminines Temperament mit einer maskulinen Intelligenz. (...) Hinsichtlich der Empfindsamkeit, wenn ich sage, dass es mir stets gefallen hat, geliebt zu werden, und nicht, zu lieben, so habe ich alles gesagt. (...) Mir hat die Passivität gefallen. An der Aktivität hat mir, nicht zu vergessen, lediglich gefallen, die Liebesaktivität dessen zu stimulieren, der mich liebte.

Ich erkenne, ohne mich zu täuschen, die Natur dieses Phänomens an. Es handelt sich um eine unvollkommene sexuelle Inversion. Sie verharrt im Geist. Trotzdem, während der Momente der konzentrierten Reflexion über mich selbst hat mich beunruhigt, dass ich nie die Gewissheit gehabt habe, und noch heute besitze ich sie nicht, ob diese Beschaffenheit des Temperaments nicht doch eines Tages in den Körper hinabsteigen könnte. Ich sage nicht, dass ich also die diesem Trieb entsprechende Sexualität praktiziert hätte; aber dass der Wunsch, mich zu unterwerfen, ausreichen würde. Wir sind viele von dieser Spezies. (zit. in: Crespo 1996:264)

Pessoa markiert hier genau den Punkt, an dem das "feminine" gefährlich wird: Wenn es in den Körper hinabsteigt. Als feminin bezeichnete Wesenszüge werden durchaus in einem Mann akzeptiert, im Rahmen gewisser Grenzen. Allerdings darf die dem femininen zugeschriebene Passivität niemals sexuell werden – die ständigen homophoben Witze und Anspielungen sind eine ernsthafte Drohung, die Hubert Fichte (1988) in seinem ethnographischen Roman "Eine glückliche Liebe" in einem fürchterlichen Bild Wirklichkeit werden lässt: Der Onkel hat den Neffen erwischt, wie er im homosexuellen Geschlechtsakt der Passivo war, und er schleppt ihn zusammen mit anderen Männern an eine Tankstelle, wo er mit der Autopumpe "aufgeblasen" wird, bis er jämmerlich verendet.

Es ist nicht Fernando Pessoa, sondern eines seiner Heteronyme (Bernardo Soares), der in seinem "Buch der Unruhe" den Seufzer ausstößt: "Nie eine Haremsdame gewesen zu sein! Wie leid es mir tut, dass mir das niemals widerfahren ist!" In diesem Stoßseufzer kommt das Andere zum Vorschein – und seine Unmöglichkeit, es zu erfahren. Es ist die äußerste Umkehrung der in der alltäglichen Rede omnipräsenten männlichen Phantasie des "gang bangs" bzw. der Vergewaltigung, und damit ist es eine sozial (und leicht auch biologisch) tödliche Phantasie: Der Mann darf alles, nur nicht passiv sein.

Das Andere als Gleichnis

In Fichtes ethnographischem Roman "Eine glückliche Liebe" entdeckt sein Protagonist Jäcki auf seiner Portugalreise eine der oben bereits geschilderten Hurenszenen. In einer Felsspalte liegt eine dicke Frau, auf den Klippen steht eine lange Reihe von Fischern. Jäcki ist neugierig, und er beobachtet, wie die Frau mit der Taschenlampe Zeichen gibt, wann der Nächste dran ist, und im Schein der Lampe gleichzeitig den Geldschein überprüft, den die Fischer mit ihren offenen Hosenlätzen zuerst überreichen müssen.

Abends kommt Jäcki ins Hotel zurück und trifft dort seine Freundin Irma, die zum Fotografieren unterwegs war. Es entspinnt sich ein Dialog zweier Forscher über ihr Tageswerk:

Irma und Jäcki trafen sich im Hotel Espadarte. Sie brauchen sich nicht zu verabreden.

Sobald es dunkel war, packte Irma die Kameras ein, und Jäcki klappte die Suche nach der verlorenen Zeit zu.

Sie wohnten in einem Doppelzimmer, Halbpension.

Übrigens, sagt Phyllis Smith, sagte Irma:

Die Protestanten werden hier nachts, auf einem geheimen Friedhof begraben.

Und am Kliff fallen Hunderte von Fischern über eine einzige Nutte her.

Alle zur gleichen Zeit?

Nein. Ordentlich der Reihe nach. Einmal Nutte in Cezimbra sein!

Ich denke, du lässt dich nicht, sagte Irma.

Ich meine, mehr so als Platonische Idee, für einen Roman. Das Höhlengleichnis. Der Schatten. Hast du gute Fotos gemacht?

Das weiß ich nicht. Ich glaube schon. Das werde ich in Hamburg sehen. (Fichte 1988:11)

Jäcki ist ganz Ethnologe: Er gibt nicht auf, bevor er das ganz Andere vollständig gefunden hat. Fichte erzählt die Erfahrungen seiner Portugalreise konsequenterweise in Form eines (ethnographischen) Romans, in dem er das "Höhlengleichnis" am Ende Wirklichkeit werden lässt. Jäcki muss nicht bis Hamburg fahren, um zu finden, was er suchte: Das ganz Andere. Er findet es in einem Dampfbad in Paris, wo Jäcki seine Erfahrungen als "passivo" macht: Er "lässt sich" und erlebt eine Verwandlung:

Jäcki hatte zu Dulu gesagt:

Wenn man sich daran gewöhnt, ist man verloren.

Ich denke, du lässt dich nicht, hatte Irma angemerkt.

Jetzt lasse ich mich.

Es schien Jäcki die einzige Veränderung zu sein, außer der Geburt, welche die Natur hergab.

Das war das ganz Andre.

Jetzt wusste Jäcki, dass er enden würde wie ein Schmerzensgreis der Witwe Rosa mit oblatenfarbenem Fleisch.

Jäcki verwandelte sich noch einmal. (Fichte 1988:108)

Fichte formt seine Beobachtungen von der Hure in der Höhle zu einem Höhlengleichnis und entwirft so ein Konzept für eine radikale Ethnologie: Der Kulturschock, den Erdheim/Nadig (1979) einst als die fundamentale Erfahrung der Feldforschung bezeichneten, bringt immer einen "sozialen Tod" mit sich. Dieses Konzept steht einer rein analytischen Methode, die das Andere von außen betrachtet, entgegen: Die ethnologische Erkenntnis bedingt geradezu den Verlust der Aktivität, sie provoziert das bewusste überwältigt werden, die Passivität. In Fichtes Konzeption ist es das Gleichnis oder der (ethnographische) Roman, der genau diesen Punkt wiedergeben kann, an dem die Konstruktion der eigenen Identität - und damit das Andere – evoziert und erfahrbar wird.

Ethnologie und Prostitution

Der portugiesische Ethnologe Vale de Almeida hat sich die Welt der Männer in einem portugiesischen Dorf zum Forschungsthema gemacht. In "Senhores de Si" (1995) folgt er den rhetorischen Spuren der sexuellen Rede und bringt sie mit den Ritualen und Handlungen der Männergruppen in Verbindung. Es fällt ihm ganz offensichtlich nicht immer leicht, in dieser Welt der Männer als Ethnologe seinen Mann zu stehen.

Er lernt seinen Hauptinformanten Leonel auf einem "baile" kennen, einer örtlichen Tanzveranstaltung. Eine Gruppe Jugendlicher kommt herein, und ihm fällt ein Betrunkener vor die Füße. Er bietet diesem eine Flasche Wasser an und kommt mit dessen Begleiter ins Gespräch:

He did his military service in nearby Beja and in Amadora, a suburb of Lisbon. In Amadora his duties frequently included standing guard at the barracks's entrance. Apparently, this situation allowed him to look and to be looked at, in a game of sexual possibilities. I eventually became used to his

boastful, but ultimately more rhetorical than judgmental, manner in which these things were talked about. As Leonel warmed up, he recounted how he and forty of his comrades had sexual intercourse with a specific girl one night. (Vale de Almeida 1996:34)

Vale de Almeida gibt sich verständnisvoll, er fügt sich seinem Schicksal und lässt sich mit den Jugendlichen durch manche Nacht treiben. Er lernt sie auch von für ihn zugänglicheren Seiten kennen. Doch er weicht auch nichts aus: Die Nächte sind lang, und auf rhetorische Prahlereien müssen Handlungen folgen, um zu zeigen, wer der Chef ist. Vale de Almeida landet des öfteren mit solchen Gruppen in Animierlokalen, sogenannten“boîtes”, wie sie in Portugal auf dem Land überall zu finden sind.

Es geht darum, seinen Freunden zu imponieren, die 95 DM für eine Flasche Whiskey großzügig auszugeben und mit den Animationsdamen, die sich zu den Gästen setzen, verbale oder handgreifliche Anzüglichkeiten auszutauschen. Geschlechtsverkehr selbst findet nur auf Verabredung an einem anderen Tag statt. Vale de Almeida leidet offensichtlich unter diesen Bordellbesuchen, aber Job ist Job. Er beschreibt, wie sich die Frauen zu ihnen an den Tisch setzen:

Two of them introduced themselves instantly: Fernanda, around forty years old, a false blonde, her parents and son living in Lisbon, whom she visits now and then, and Iva. We sat down at a table with the two women, plus two others that were ordered by Ruivo in order to match the number of guests. The situation was quite embarrassing for me, so I found myself telling Iva that I was there on ‚work‘. She was obviously the most ‚educated‘ of them. (Vale de Almeida 1996:97f.)

Vale de Almeida setzt die Charakterisierung “educated” in Anführungszeichen. Er markiert einen wichtigen Punkt im Kontakt mit den Männern und ihrer sexualisierten Welt: Er selbst ist Angehöriger des Bildungsbürgertums, er ist Akademiker, er gehört einer anderen sozialen Schicht an. Die ungehobelte Sexualität seiner Informanten markiert immer wieder diese Scheidelinie – sie ist vor allem “proll”, ungebildet, primitiv und schmutzig. Doch Vale de Almeida findet einen Ausweg und Zugang – er redet mit der Prostituierten:

I dared to tell her that I found our professions to have some similarities, since we both had to be with people independent of our feeling for them; she complained a lot about the amount of alcohol that she had to drink and how only very seldom did she meet men that she liked. We even exchanged tips on professional trickery: she told me how she managed to pour whisky into the plant vases, and I told her how I had once pretended to go to the toilet in order to make some notes. (ebd.)

Der Ethnologe wird – wie die Prostituierten - bezahlt dafür, dass er Kontakt mit anderen Männern hat, die nicht seiner Welt angehören. Ethnologie als eine Form der Prostitution ist ein schockierender Vergleich, und Vale de Almeida schaudert ob der anderen Prostituierten, die er kennenlernt: junge, drogensüchtige, kaputte, fertige Menschen. Feldforschung wird zu einer existentiellen Angelegenheit, der Ethnologe muss, je mehr er sich einlässt, Proben bestehen, die ihn als Person gelinde gesagt affektieren: Er muss die Situationen aushalten und die Tests bestehen – er kann nicht einfach davonrennen, vor sich selbst und den anderen.

Schluss

In diesem Artikel habe ich einen weiten Bogen geschlagen, von der Suche nach der verlorenen Unschuld in der Natur über die Vielfalt und Verwobenheit der *differences between, differences within* und der *differences inside* hin zu historisch aufgeladenen Realitäten und Machtphantasien. In den biographischen und fiktiven Identitäten der zitierten Schriftsteller, Dichter und Ethnologen spiegelt sich diese komplexe Vielfalt, und gleichzeitig nehmen verschiedene Geschlechtsidentitäten Gestalt an. In der Collagetechnik, mit der ich verschiedene Erzählungen und Anekdoten aneinandergereiht habe und dem damit verbundenen Wechsel der Perspektive wird der performative Charakter dieser Geschlechtsidentitäten deutlich. Das Andere zeigt sich als eine Phantasmagorie, sei es in Form des anderen Geschlechts, der anderen nationalen Identität, der anderen Klassenzugehörigkeit oder dem anderen sexuellen Begehren. Der Unterschied, die Differenz verlagert sich von außen nach innen und äußert sich wieder in der Praxis des Begehrens, des Alltags, der Biographie. Die Dekonstruktion der Heteronormativität eröffnet Einblicke in neue Bereiche der kulturellen Konstruktion des vermeintlich Natürlichen, sie stellt liebgewonnene Übereinkünfte in Frage, aber sie liefert keine endgültigen Antworten. Am radikalsten bringt Fichte dies in seinem ethnographischen Roman zum Ausdruck: Das Andere gerät zum Gleichnis, und dieses steht für die Möglichkeit der Veränderung.

Ich habe meinen Artikel mit der Anekdote aus der Welt der Universität begonnen, wie die Heteronormativität der Anderen mich oder uns Zuhause, in der Erzählung unserer Feldforschung, wieder einholt. Es ist ein Dialog, der sich ununterbrochen fortsetzt. Auch jenseits der Universität und ihren Sensibilitäten für “gender” Fragen, zuhause, in der Küche. Dort hängt ein Bild von Dona Luísa, unserer Vermieterin in Odemira, die eine große Geschichtenerzählerin war. Ihr ist dieser Artikel gewidmet,

und sie steht über der letzten Erzählung. Ich erfinde sie darin als Schutzpatronin unserer “Kleinfamilie”, die es vor Portugal, in Portugal und nach Portugal gab und gibt, und die dennoch immer wieder neu konstruiert und erzählt werden muss.

Die Topographie der Liebe

Das Foto in unserer Küche zeigt Dona Luísa. Sie steht dort mit ihren rötlichen Haaren und goldenen Ohrringen, in einem geblühten Kleid mit ihrer Enkelin auf dem Arm, der Tochter ihres Sohnes. Oft saß Dona Luísa mit Dorle im Abendlicht vor dem Café “Lisboa”, das sie gemeinsam mit ihrem Ehemann führte. Dona Luísa war eine große Erzählerin, und sie kannte alles und jeden in Odemira. Der Rio Mira, der auf der anderen Straßenseite vorüberfließt und die stolze Brücke, die ihn überquert, jedes Viertel und jede Straßenecke, jeder der vielen Hügel Odemiras erinnerte sie an eine Geschichte, die zumeist auch eine Liebesgeschichte war. Sie berichtete vom Werben der Brautleute, von Scheidung und Tod, von den Alleingelassenen und den Abgewiesenen, von den Unsteten und den Unberechenbaren. Beim Erzählen leuchteten ihre Augen vor Freude, sie verdunkelten sich vor Trauer oder ließen das Ungewisse ahnen; ihr Anekdotenschatz war reich von der Erfahrung eines langen Lebens in diesem Ort und reichte weit darüber hinaus. Sie entwarf eine Topographie der Liebe in Odemira. Das dichte Netz der sozialen Beziehungen ist gewoben aus tragischen und glücklichen Liebesgeschichten, aus Verrat und Treue, den Dornen der Rose und ihren Blüten. Diese Topographie, die sich in ihren Erzählungen entwickelte, gehorchte Gesetzen, über die Dona Luísa mehr als andere zu wissen schien: Sie kannte die Gefahren des bösen Blicks und der schlechten Worte, sie wusste Bescheid über die unruhigen Geister der Ahnen und die Flüche, die über manchen Orten und Menschen als schwere Last hingen. Ihre ganze Liebe galt ihrem Mann, ihren Kindern und deren Familien.

Wir wohnten mit ihrem Sohn, dessen Frau und ihren beiden Kindern alle im selben Haus, und wir freundeten uns mit dem jungen Paar an. Wir bewunderten, wie sie ihr Leben meisterten. Der Mann hatte eine Anstellung bei der Câmara als Mechaniker gefunden, und nach Feierabend half er seinem Vater bis tief in der Nacht in der Kneipe aus. Die Frau versorgte ihre beiden Töchter, die Hunde, die Tante, die im Hinterhof wohnte und ihren Großvater, der in seinen alten Kleidern immer im Garten vor dem Backhaus saß, in dem er noch manchmal Brot backte. Sie ging in die Kneipe der Schwiegereltern, wo sie in der Küche für Gäste und für die Familie kochte, sie machte die Wäsche und bediente mit. Zusammen waren sie ein

glückliches, stolzes Paar, und manchmal, wenn Zeit war, sahen sie sich zusammen Clint Eastwood Videos an. Wir freuten uns mit, wie der Mann seinen Führerschein machte und auf Kredit das erste eigene Auto gekauft wurde, die Kneipe an einem Sonntag dicht machte und die ganze Familie an den Strand fuhr.

Inzwischen hat sich der Mann in eine andere Frau verliebt. Die Schwiegertochter verlor nicht nur ihren Ehemann, sondern auch ihr Auskommen in der Kneipe, und sie verließ Odemira und ging mit ihrer kleinen Tochter nach Luxemburg, wo sie in einem Restaurant arbeitet. Eine böse Frau habe ihr Leben zerstört, schrieb sie uns, sie habe dreißig Kilo abgenommen, und sie sei sehr einsam in der Fremde. Nachts weint ihre kleine Tochter vor Heimweh, sie findet in Luxemburg keine Freunde und versteht die Sprache nicht. Die ältere Tochter ist in Odemira geblieben, sie hat mit ihren siebzehn Jahren geheiratet, ihr achtzehnjähriger Mann sei aus einer braven Familie.

Dona Luísa ist vor dieser unglücklichen Liebesgeschichte gestorben. Diese und unsere Geschichten schreiben sich in die Topographie der Liebe ein, und sie wird niemals fertig sein. Ob wir darüber zum "Schmerzensgreis der Witwe Rosa mit oblatenfarbenem Fleisch" werden oder etwas anderes, ob die Liebesgeschichten eine glückliche oder unglückliche Wendung nehmen und unter welchen Bedingungen wir sie leben, mag nicht immer in unserer Hand liegen. Wie wir diese Geschichten erzählen, welche Normativitäten wir zu begründen und zu dekonstruieren versuchen, und welchen Raum wir der Möglichkeit der Veränderung lassen, allerdings schon.

Bibliographie

Alegre, Manuel, 1996

Alma. Lissabon: Publicações Dom Quixote.

Braun, Peter, 1997

Die doppelte Dokumentation. Fotografie und Literatur im Werk von Leonore Mau und Hubert Fichte. Stuttgart: M&P Verlag.

Crespo, Angel, 1996

Fernando Pessoa. Das vielfältige Leben. Eine Biographie. Zürich: Ammann Verlag.

Dracklé, Dorle, 1998

"Die Frau gehört ins Haus und der Mann auf die Straße". Zur kulturellen Konstruktion von Geschlechterdifferenz im Alentejo (Portugal). In: Hauser-Schäublin, Brigitta und Birgitt Röttger-Rössler (Hg.), Differenz und Geschlecht. Neue Ansätze in der ethnologischen

Forschung. Berlin: Reimer, 107-135.

Erdheim, Mario und Maya Nadig, 1979

Größenphantasien und der soziale Tod. In: *Kursbuch* 58, 115-126.

Fichte, Hubert, 1988

Eine glückliche Liebe. Frankfurt: Fischer.

Hauser-Schäublin, Brigitta und Birgitt Röttger-Rössler (Hg.), 1998

Differenz und Geschlecht. Neue Ansätze in der ethnologischen Forschung. Berlin: Reimer.

Hauser-Schäublin, Brigitta und Birgitt Röttger-Rössler (Hg.), 1998

Differenz und Geschlecht – Eine Einleitung. In: Hauser-Schäublin und Birgitt Röttger-Rössler (Hg.), Berlin: Reimer, 7-22.

Krauß, Werner, 2001

“Hängt die Grünen!” Umweltkonflikte, ökologischer Diskurs und nachhaltige Entwicklung. Eine ethnologische Fallstudie (Südportugal). Berlin: Reimer.

Krauß, Werner und Dorle Dracklé, 1994

Vater, Mutter, Kind: Feldforschung in Südportugal. In: *kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 6: 97-116.

Moore, Henrietta L., 1993

The Differences Within and the Differences between. In: del Valle, Teresa (ed.): *Gendered anthropology*. London: Routledge, 193-204.

Vale de Almeida, Miguel, 1995

Senhores de Si. Uma interpretação Antropológica da Masculinidade. Issabon: Fim de Século.

Vale de Almeida, Miguel, 1996

The Hegemonic Male. Masculinity in a Portugese Town. Providence, Oxford: Berghahn Books.